

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 246. Bromberg, den 30. November 1927.

Schiggi-Schiggi.

Abenteuer des Leo Parcus in den Urwäldern Boliviens.

Von Fritz Strauß.

Vorwort.

Behaglich mir gegenüber im Klubstuhl ausgestreckt, eine Tasse Kaffee vor sich und die unvermeidliche Zigarette in der Hand, so hat mir Leo Parcus an stillen Sommerabenden seine Abenteuer erzählt. Gepackt und selber mitgerissen von der lockenden Pracht, von der beispiellosen Wucht dieses Erlebens, habe ich einen Teil davon niedergeschrieben. Und so ist dieses Buch entstanden. Ein Abenteurerbuch in des Wortes verwegenster Bedeutung. Sein Inhalt verlangt eine kurze Erklärung: Ich habe, frei von jeder romanhaften Gestaltung und ohne schmückendes Beiwerk, lediglich die mündliche Erzählung in Form zu bringen versucht.

Die ersten Jahre nach dem Krieg, den Leo Parcus als Offizier mitgemacht hatte, blieb er in seiner Heimatstadt München. Aber die Verhältnisse in Deutschland vermochten ihn auf die Dauer nicht zu fesseln, und er folgte seiner Abenteuerlust, die ihn nach Südamerika trieb. Dort reifte in seinem unruhigen Geist sehr bald der Plan, die großen unerforschten Gebiete Boliviens aufzusuchen, von denen nur die sagenhaftesten Gerüchte in die zivilisierten Gegenden drangen.

Die Sprache des Landes hat Leo Parcus ohne Hilfe von Lehrbüchern im Verkehr mit den Eingeborenen erlernt. Es sind daher die im Buche vorkommenden spanischen Worte orthographisch so wiedergegeben, wie sie gehört wurden. Das konnte mit um so größerer Berechtigung geschehen, als viele von ihnen eine rein lokale Bedeutung haben und im allgemeinen Sprachgebrauch fehlen.

München, im Januar 1926. Fritz Strauß.

•

Erstes Kapitel.

Der Aufbruch.

Der deutsche Konsul in Riberalta lehnte sich in seinem Sessel zurück, schlug die Beine übereinander und schaute mich an. Halb fragend, halb ungläubig, ein wenig erstaunt, ein wenig mitleidig, wie man eben einen Menschen anschaut, in dessen Hirn sich allem Anscheine nach plötzlich eine Schraube gelockert hat.

„Wo wollen Sie hin?"

„Wo ich hin will? Ich habe es Ihnen doch schon lang und breit erklärt, daß ich zu den wilden Indianern will."

„Sie sind komplett verrückt!"

„Das haben mir schon soviele Leute gesagt, daß es nicht den geringsten Eindruck mehr auf mich macht. Denken Sie sich lieber etwas anderes aus."

Der Konsul war in einer schwierigen Lage und trommelte nervös mit den Fingern auf der Tischplatte. Nach einer Weile griff er in die Westentasche, hielt mit seine Zigarettendose hin und steckte sich selbst eine Papyros an.

„Wir wollen einmal allen Ernstes vernünftig darüber reden. Daß einen Menschen wie Sie der Urwald mit seinen Abenteuern und Gefahren lockt, begreife ich vollkommen, und ich bin der letzte, der Sie davon abbringen will. Gehen Sie mit den Gummipickern — — —"

„Um Himmelswillen, hören Sie mir bloß mit dieser langweiligen Gesellschaft auf!"

„Sie brauchen sich ja nicht an sie zu binden. Sie können tun und lassen, was Ihnen beliebt. Ich will ja nur, daß Sie jemanden in der Nähe haben, wenn Sie Hilfe brauchen."

„Ich will nicht zu den Gummipickern, ich will zu den Indianern. Geben Sie sich keine Mühe, lieber Konsul, es hilft Ihnen doch nichts."

Er sprang vom Stuhl auf und durchmaß in erregten Schritten ein paarmal das Zimmer. Dann stellte er sich vor mich hin und legte mir die Hand auf die Schulter: „Lieber Freund, hüten Sie sich vor den wilden Indianern! Keiner ist wiedergekommen, der sich dorthin verirrte. Sie sind Kannibalen, wissen Sie, was das heißt? — Und auch Sie werden nicht wiederkommen!"

„Na und? Was ist denn da weiter dabei? Deshalb geht die Welt noch lange nicht unter, und sterben wird an meinem Verlust auch niemand. Im übrigen: Unkraut verdirbt nicht."

Der Konsul zuckte die Achseln: „Gut! Dann verbiete ich Ihnen ganz einfach das Unternehmen."

Er setzte seine Amtsmiene Ia (für ganz außerordentliche Ereignisse) auf, und ich lachte laut los.

„Verbieten? — Sehe ich aus, wie einer, der sich etwas verbieten läßt?"

Darauf mußte er selbst lachen und erklärte sich bereit, mir jeden gewünschten Aufschluß zu erteilen und mich in jeder Hinsicht zu unterstützen.

*

Ich saß schon seit Monaten in Riberalta in Bolivien und hatte eine Reihe größerer und kleinerer Streifzüge in die Umgebung unternommen. Der eigentliche Zweck meines Hierseins wies jedoch nach einer ganz anderen Richtung: Ich hatte es mir in den Kopf gesetzt, ein noch völlig unerforschtes Gebiet zu durchqueren, wilde Indios aufzustöbern und mit ihnen zu leben, so lange es mir gefiel. Bei den sogenannten Indios barbaros*) war ich schon überall gewesen und fand sie zum Teil noch reichlich wild und nicht durchweg harmlos. Aber sie wußten, daß es Weiße gab und hatten verschiedentlich auch schon welche gesehen. Das reizte mich nicht mehr. Ich wollte auch nicht die Flüsse entlang, die

*) Indios barbaros = wilde Indianer.

schon einmal befahren wurden, ich wollte mitten in die Wildnis hinein, die noch kein Fuß betreten hatte und wo es noch Indios gab, die von den Weißen und Bolivianos so wenig ahnten, wie diese von ihnen. Und wenn es mich das Leben kosten sollte. Nicht aus Entdeckerehrgeiz und Forscherinteresse, auch nicht aus Ruhmsucht, sondern einzig und allein aus Abenteuerlust. Der günstige Augenblick für eine solche Fahrt erschien mir nunmehr gekommen. Die Regenzeit war vorüber, und ich hatte den Sommer vor mir.

In erster Linie mußte ich jetzt auf die Suche nach einem neuen Mosso[1] gehen. Meinen früheren hatte ich entlassen und ihm eine Stelle bei der Polizei verschafft. An diesen dienstbaren Geistern herrschte hier ein großer Mangel. Die Leute sind alle Lohnsklaven bei den Besitzern der Gummiwälder. Sobald so ein Gummipicker in den Dienst eines „Patron" tritt, erhält er von ihm Bekleidung, ein Gewehr, Salz, Zucker, kurz alles, was er zur Arbeit und zum Leben im Urwald benötigt. Die zur Beschaffung dieser Dinge aufgewendete Summe muß von dem Angeworbenen abgedient werden. Neigt sich die hierfür festgesetzte Arbeitszeit zu Ende, erhält der Gummipicker wieder neue Gegenstände geliefert. Ob er sie braucht oder nicht ist Nebensache. Der Patron sagt ganz einfach: Du mußt jetzt wieder ein Hemd haben — oder: Du mußt jetzt eine Ziehharmonika haben oder irgend etwas anderes, was der Patron gerade verkaufen will. Auf diese Weise steht der Arbeiter immer in der Schuld seines Herrn und kann infolgedessen das Dienstverhältnis nie lösen. Versucht trotzdem ein solcher Lohnsklave zu entlaufen, wird er eingefangen und gewaltsam in den Wald zurückgebracht, und daß er einen Denkzettel noch obendrein unentgeltlich geliefert bekommt, braucht wohl nicht besonders erwähnt zu werden.

War es also schon unter normalen Verhältnissen nicht einfach, sich einen Mosso zu verschaffen, so stellten sich vollends mir ungeahnte Schwierigkeiten in den Weg. Die Kunde: Don Leon will zu den Indios bravos[2], war wie ein Lauffeuer durch Riberalta geflogen, und jeder, den ich als Mosso anwerben wollte, erklärte, daß er herzlich gern überall mit mir hinginge, nur nicht zu den wilden Indianern. Caramba, die Sache fing schon gut an. Nun ließ ich erst recht nicht locker. Sämtliche Hebel wurden in Bewegung gesetzt, und schließlich machte ich mit Hilfe eines bolivianischen Offiziers, dem ich ein Reitpferd und zwei Mulas für die Reise abgekauft hatte, doch noch einen zahmen Indianer, Alfonso mit Namen, ausfindig. Er hatte keinen Menschen, der ihm näherstand, keine Beschäftigung und kein Geld. Ferner verstand er mit Reit- und Packtieren umzugehen, eine Seltenheit in diesem Gebiet, da die Leute mit Pferden nie etwas zu tun haben. Und außerdem schien er nicht so ungeheuer faul zu sein, wie die übrigen seiner Kollegen hier zu Lande. Ich ließ ihn über meine Pläne nicht im unklaren und teilte sie ihm im Gegenteil unverblümt mit.

„Ich will zu den Indios bravos, mein Sohn, verstehst du das?"

„Si, si Señor!"

„Es kann sehr lange dauern, bis wir zurückkommen. Ein halbes Jahr und noch länger."

„Si, si Señor."

„Vielleicht werden wir dabei unterwegs auch aufgefressen."

„Si, si Señor."

Das war mein Mann! Einen besseren hätte ich gar nicht finden können. Neben einem muskulösen Körperbau besaß er ein gutmütiges Gesicht, eine Hose, einen Bogen mit Pfeilen und konnte gut reiten. Ich vervollständigte seine Ausrüstung und gab ihm noch eine Rifle, über die er sich wie ein Kind freute.

Was mir selbst noch fehlte, wurde umgehend beschafft und ergänzt. Auch zwei brasilianische Bluthunde gedachte ich mitzunehmen. Diese Tiere sind so groß wie Kälber und ungemein scharf. Früher verwendete man sie zur Menschenjagd und bedient sich ihrer heute mit sicherem Erfolg bei der Jagd auf den Tiger. Meine Hunde waren unheimlich teuer und hießen Togo und Tigre.

Nun hätte ich eigentlich losziehen können. Aber meine Freunde ließen mich so schnell nicht fort. Eine Abschiedsfeier jagte die andere; ich wurde gar nicht erst gefragt, sondern von Hand zu Hand und von Haus zu Haus weitergegeben. Der Rummel wäre gut auf einmal abzumachen gewesen, da jedes Fest in großem Kreise stattfand und demgemäß immer sämtliche Teilnehmer vom Abend vorher versammelt waren. Das konnte auf die Dauer nicht so weitergehen, und ich erklärte eines Tages unter heftigem Protest aller Anwesenden: „Morgen reite ich! — Ob mich die Indios bravos fressen, oder ob ich mich hier langsam, aber sicher zu Tode feste, ist ein Tanz."

Der Arm hat mir wehe getan vor lauter Händeschütteln, und ich war nahe daran, zum Schlusse selber noch an einen Abschied fürs Leben zu glauben. Diese Indios bravos mußten doch verteufelte Kerle sein!

Am festgesetzten Termin brach ich in aller Frühe auf, zusammen mit einem in Riberalta ansässigen Schweizer Doktor und seinem Mosso. Sein Marschziel war Guayaramerin, und wir hatten einen Tag lang die gleiche Strecke. In früherer Zeit, als es noch keine Bahn gab zwischen Villa bella und Guayaramerin, ließ der Staat nach dem letztgenannten Ort von Riberalta aus einen Weg durch den Urwald schlagen. Die Bewohner des Städtchens behaupteten, er wäre noch vorhanden; aber man brauche die Protektion und die Spürnase eines Eingeborenen, um ihn zu finden. Ich hatte sie in Gestalt meines Mosso, und so konnte es nicht fehlen.

Hinter dem Prado, dem äußersten Punkte der Zivilisation, eine halbe Stunde südlich von Riberalta nahm uns der freie Urwald liebevoll in Empfang. Schlanke Eisenholzbäume strebten kerzengerade zum Licht empor; mächtige Zedern und Gummibäume reckten weit ausladend ihre Äste, von denen wie grüne Wände die Lianen herunterhingen, und in grotesken Windungen schoben sich gewaltige Luftwurzeln aus dem Gestrüpp des Unterholzes und formten sich zu Stämmen. Die einzelnen Bäume standen in ziemlich weiten Zwischenräumen, so daß der Urwald einen lichten, und wenn ich so sagen darf, einen noch etwas zahmen Eindruck machte. Nur die Bodenverhältnisse ließen stark zu wünschen übrig. Aus dem mit dichten Farren aller Art überwucherten, teilweise sumpfigen Untergrund wuchsen breite, saftige Blattpflanzen in einer Üppigkeit und Fülle, daß sie wie ein schwellender Teppich ringsum die Erde bedeckten. Sie reichten uns stellenweise bis an die Hüften und nahmen uns jedwede Möglichkeit, den unter ihnen verborgenen Tümpeln, Vertiefungen und sonstigen Unebenheiten auszuweichen. Über zwei Stunden schon arbeiteten wir uns mühselig Schritt für Schritt vorwärts; da packte ich meinen Mosso am Arm und erlaubte mir die bescheidene Anfrage: „Wie lange soll denn das noch so weitergehen? Wann kommt denn nun endlich mal dein Weg?"

Der gute Indio verzog sein Gesicht zu einem freundlichen Grinsen: „Der Weg? — Hier ist er ja, Sennor."

Um einem Mißverständnis vorzubeugen, deutete er eifrig mit dem Finger in der Richtung nach seinen Zehen.

„Ah! — Das ist also der Weg. Sieh mal einer an; auf die Idee wäre ich in meinem Leben nie von allein gekommen. Abere du mußt es ja wissen." Zu meiner Beruhigung fügte er noch hinzu: „Er ist zugewachsen" — und trat dabei bis zum Bauch in ein Wasserloch. Das gehörte auch zum Weg und war noch ein Andenken an die Regenzeit. In diesen Monaten ist der „Weg" nicht zu benutzen, weil er meterhoch unter Wasser steht. Daran herrscht während und kurz nach der Regenzeit in diesem gesegneten Lande weiß Gott kein Mangel. Neben den großen Strömen gibt es eine Unmenge kleiner Flüsse — mitunter drei- bis fünfmal so breit wie die Isar —, die dafür sorgen, daß die durstige Vegetation nicht Not an Feuchtigkeit leidet. Man schenkt ihnen jedoch keinerlei Beachtung und spart sich die Mühe, sie zu überbrücken. Wer hinüber will, schwimmt, und wer nicht schwimmen kann, lernt es oder bleibt da, wo er ist. Furchtbar einfache Sache. In hoch zivilisierten Gegenden, wie wir uns gerade in einer befanden, mit eigenem Weg und ähnlichen schönen Dingen, waren selbstverständlich auch Brücken vorhanden. Ein kleines Flüßchen mit dem Vertrauen erweckenden Namen „malo", das schlechte, schlängelte sich wagerecht zu unserer Marschrichtung durch den Wald. Eine einladende Brücke aus lose aneinander gelegten Baumstämmchen spannte sich zwei Meter hoch über den Wasserspiegel und schien noch sehr solid und haltbar zu sein. Die letzte Strecke des Weges hatte sich wesentlich gebessert gehabt und gestattete uns, die Mulas zu besteigen. Ich befand mich gerade an der Spitze und nahm keinen Anstand, über die Brücke zu reiten. Bis zur Mitte spürte sie die Last überhaupt nicht; dann — krachte sie mit einem Schlage zusammen, und der ganze Salat, ich und meine Mula mit eingeschlossen, plumpsten in das „schlechte Flüßchen". Es platschte hämisch auf und überließ uns dann unserem Schicksal. Schaden hat niemand genommen.

(Fortsetzung folgt.)

---

[1] Mosso = Diener.

[2] Indios bravo = die tapferen Indianer. Gefürchtete Kannibalen.

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

2.

„Steigt deine Hoffnung wieder?
Ist nicht dein Herz entbrannt?
Du fühlst dich, Jüngling, wieder
Im alten Schwabenland."
G. Schwab.

Der festliche Aufzug, den wir auf den letzten Blättern beschrieben haben, galt den Häuptern und Obersten des Schwäbischen Bundes, der an diesem Tage, auf seinem Marsch von Augsburg, wo er sich versammelt hatte, in Ulm einzog. Der Leser kennt aus der Einleitung die Lage der Dinge. Herzog Ulerich von Württemberg hatte durch die Unbeugsamkeit, mit welcher er trotzte, durch die allzuheftigen Ausbrüche seines Zornes und seiner Rache, durch die Kühnheit, mit welcher er, der einzelne, so vielen verbündeten Fürsten und Herren die Stirne bot, zuletzt noch durch die plötzliche Einnahme der Reichsstadt Reutlingen den bittersten Haß des Bundes auf sich gezogen. Der Krieg war unvermeidlich; denn es stand nicht zu erwarten, daß man Ulerich, so weit gegangen, friedliche Vorschläge tun werde.

Hierzu kamen noch die besonderen Rücksichten, die jeden leiteten. Der Herzog von Bayern, um seiner Schwester Sabina Genugtuung zu verschaffen, die Schar der Huttischen, um ihren Stammesvetter zu rächen, Dietrich von Spät*) und seine Gesellen, um ihre Schmach in Württembergs Unglück abzuwaschen, die Städte und Städtchen, um Reutlingen wieder gut bündisch zu machen, sie alle hatten ihre Banner entrollt und sich mit blutigen Gedanken und lüstern nach gewisser Beute eingestellt.

Bei weitem friedlicher und fröhlicher waren bei diesem Einzug die Gesinnungen Georgs von Sturmfeder, jenes „artigen Reiters", der Bertas Neugierde in so hohem Grade erweckt, dessen unerwartete Erscheinung Mariens Wangen mit so tiefem Rot gefärbt hatte. Wußte er doch kaum selbst, wie er zu diesem Feldzug kam, da er, obgleich den Waffen nicht fremd, doch nicht zunächst für das Waffenwerk bestimmt war. Aus einem armen, aber angesehenen Stamme Frankens entsprossen, war er, frühe verwaist, von einem Bruder seines Vaters erzogen worden. Schon damals hatte man angefangen, gelehrte Bildung als einen Schmuck des Adels zu schätzen. Daher wählte sein Oheim für ihn diese Laufbahn. Die Sage erzählt nicht, ob er auf der hohen Schule in Tübingen, die damals in ihrem ersten Erblühen war, in Wissenschaften viel getan. Es kam nur die Nachricht bis auf uns, daß er einem Fräulein von Lichtenstein, die bei einer Muhme in jener Musenstadt lebte, wärmere Teilnahme schenkte als den Lehrstühlen der berühmtesten Doktoren. Man erzählt sich auch, daß das Fräulein mit ernstem, beinahe männlichem Geiste alle Künste, womit andere ihr Herz bestürmten, gering geachtet habe. Zwar kannte man schon damals alle jene Kriegslisten, ein hartes Herz zu erobern; und die Jünger der alten Tubinga hatten ihren Ovid vielleicht besser studiert als die heutigen. Es sollen aber weder nächtliche Liebesklagen, noch fürchterliche Schlachten und Kämpfe um ihren Besitz die Jungfrau erweicht haben. Nur *einem* gelang es, dieses Herz für sich zu gewinnen, und dieser *eine* war Georg. Sie haben zwar, wie es stille Liebe zu tun pflegt, niemand gesagt, wann und wo ihnen der erste Strahl des Verständnisses aufging, und wir sind weit entfernt, uns in dieses süße Geheimnis der ersten Liebe eindrängen zu wollen, oder gar Dinge zu erzählen, die wir geschichtlich nicht belegen können. Doch können wir mit Grund annehmen, daß sie schon bis zu jenem Grad der Liebe gediehen waren, wo man, gedrängt von äußeren Verhältnissen, gleichsam als Trost für das Scheiden, ewige Treue schwört. Denn als die Muhme in Tübingen das Zeitliche gesegnet, und Herr von Lichtenstein sein Töchterlein zu sich holen ließ, um sie nach Ulm, wo ihm eine Schwester verheiratet war, zu weiterer Ausbildung zu schicken, da merkte Rose, Mariens alte Zofe, daß so heiße Tränen und die Sehnsucht, mit welcher Marie noch einmal und immer wieder aus der Sänfte zurücksah, nicht den bergigen Straßen, denen sie Valet sagen mußte, *allein* gelte.

Bald darauf langte auch ein Sendschreiben an Georg an, worin ihm sein Oheim die Frage beibrachte, ob er jetzt, nach vier Jahren, noch nicht gelehrt genug sei. Dieser Ruf kam ihm erwünscht. Seit Mariens Abreise waren ihm die Lehrstühle der gelehrten Doktoren, die finstere Hügelstadt, ja selbst das liebliche Tal des Neckars verhaßt geworden. Mit neuer Kraft erfrischte ihn die kalte Luft, die ihm von den Bergen entgegenströmte, als er an einem schönen Morgen des Februar aus den Toren Tübingens seiner Heimat entgegen ritt. Wie die Sehnen seiner Arme in dem frischen Morgen sich straffer anzogen wie die Muskeln seiner Faust kräftiger die Bügel faßten, so erhob sich auch seine Seele zu jenem frischen heiteren Mute, der diesem Alter so eigen ist, wenn die Gewißheit eines süßen Glückes im Herzen lebt und vor dem Auge, das Erfahrung noch nicht geschärft, Unglück noch nicht getrübt hat, die Zukunft heiter und freundlich sich ausbreitet. Wie der klare See, der das heitere Bild, das auf ihn herabschaut, nicht minder freundlich zurückwirft und mit diesen reizenden Farben seine Tiefe verhüllt, so hat gerade das Ungewisse dieser Zukunft seinen eigentümlichen Reiz. Man glaubt in Kopf und Arm Kraft genug zu tragen, um dem Glück seine Gunst abzuringen, und dies Vertrauen auf sich selbst gibt bei weitem mutigere Zuversicht, als die mächtigste Hilfe von außen.

So war die Stimmung Georgs von Sturmfeder, als er durch den Schönbuchwald seiner Heimat zuzog. Zwar brachte ihn dieser Weg dem Liebchen nicht näher, zwar konnte er nichts sein nennen, als das Roß, das er eben ritt, und die Burg seiner Väter, von welcher der Volkswitz sang:

Ein Haus auf drei Stützen,
Wer vorn hereinkommt,
Kann hinten nicht sitzen.

Aber er wußte, daß dem festen Willen hundert Wege offen stehen, um zum Ziel zu gelangen, und der alte Spruch des Römers: „Fortes fortuna juvat", hatte ihm noch nie gelogen.

Wirklich schienen auch seine Wünsche nach einer tätigen Laufbahn bald in Erfüllung zu gehen.

Der Herzog von Württemberg hatte Reutlingen, das ihn beleidigt hatte, aus einer Reichsstadt zur Landstadt gemacht, und es war kein Zweifel an einem Krieg.

Der Erfolg schien aber damals sehr ungewiß. Der Schwäbische Bund, wenn er auch erfahrenere Feldherren und geübtere Soldaten zählte, hatte doch in allen Kriegen durch Uneinigkeit sich selbst geschadet. Ulerich, auf seiner Seite, hatte vierzehntausend Schweizer, tapfere, kampfgeübte Männer, geworben, aus seinem eigenen Lande konnte er, wenn auch minder geübte, doch zahlreiche und tüchtige Truppen ziehen, und so stand die Wage im Februar 1519 noch ziemlich gleich.

Wo alles um ihn her Partei nahm, glaubte Georg nicht müßig bleiben zu dürfen. Ein Krieg war ihm erwünscht. Es war eine Laufbahn, die ihn seinem Ziele, um Marie würdig freien zu können, bald nahe bringen konnte.

Zwar zog ihn sein Herz weder zu der einen, noch zu der andern Partei. Vom Herzog sprach man im Lande schlecht, des Bundes Absichten schienen nicht die reinsten. Als aber durch Geld und Klagen der Huttischen und durch die Aussichten auf reiche Beute bestochen, achtzehn Grafen und Herren, deren Besitzungen an sein Gütchen grenzten, auf einmal*) dem Herzog ihre Dienste auffagten, da schien es ihn zum Bunde zu ziehen. Den Ausschlag gab die Nachricht, daß der alte Lichtenstein mit seiner Tochter in Ulm sich befinde. Auf jener Seite, wo Marie war, durfte er nicht fehlen, und so bot er dem Bunde seine Dienste an.

Die fränkische Ritterschaft, unter Anführung Ludwigs von Hutten, zog sich am Anfang des März gegen Augsburg hin, um sich dort mit Ludwig von Bayern und den übrigen Bundesgliedern zu vereinigen. Bald hatte sich das Heer gesammelt, und ihr Weg glich einem Triumphzug, je näher sie dem Gebiete ihres Feindes kamen.

Herzog Ulerich war bei Blaubeuren, der äußersten Stadt seines Landes gegen Ulm und Bayern hin, gelagert. In Ulm sollte jetzt noch einmal zuvor im großen Kriegsrat der Feldzug besprochen werden, und dann hoffte man in kurzer Zeit die Württemberger zur entscheidenden Schlacht zu nötigen. An friedliche Unterhandlungen wurde, da man soweit gegangen war, nicht mehr gedacht, Krieg war die Losung und Sieg der Gedanke des Heeres, als ein frischer Morgenwind ihnen die Grüße des schweren Geschützes von den Wällen der Stadt entgegentrug, als das Geläute aller Glocken zum Willkomm vom andern Ufer der Donau herübertönte.

Wohl schlug auch Georgs Herz höher bei dem Gedanken an seine erste Waffenprobe. Aber wer je in ähnlicher Lage sich befand, wird ihn nicht tadeln, daß auch friedlichere Gedanken in seiner Seele aufzogen und ihn Kampf und Sieg vergessen ließen. Als zuerst, noch in weiter Ferne, das kolossale Münster aus dem Nebel auftauchte, als nachher

---

*) Die Herren von Spät waren der Herzogin auf ihrer Flucht aus dem Lande behilflich. Der Herzog hatte bittere Rache an ihren Gütern genomemn. Anm. Hauffs.

*) Siehe C. Pfaffs Geschichte I. 288. Anm. Hauffs.

der verhüllende Dunstschleier herabfiel und die Stadt mit ihren dunkeln Backsteinmauern, mit ihren hohen Tortürmen sich vor seinen Blicken ausbreitete, da kamen alle Zweifel, die er früher tief in die Brust zurückgedrängt hatte, schwerer als je über ihn. „Schließen jene Mauern auch die Geliebte ein? Hat nicht ihr Vater, seinem Herzog treu, vielleicht in die feindlichen Scharen sich gestellt, und darf der, dessen ganze Hoffnung darauf beruht, den Vater zu gewinnen, darf er sich jenem gegenüberstellen, ohne sein ganzes Glück zu vernichten? Und ist der Vater auf feindlicher Seite, kann Marie möglicherweise noch in jenen Mauern sein? Und wenn alles gut wäre, wenn unter der festlichen Menge, die sich zum Anblick des einziehenden Heeres drängt, auch Marie auf ihn herabschaut, hat sie auch die Treue noch bewahrt, die sie geschworen? —“

Doch der letzte Gedanke machte bald einer freudigeren Gewißheit Raum: denn wenn sich auch alles Unglück gegen ihn verschwor, Mariens Treue, er wußte es, war unwandelbar. Mutig drückte er die Schärpe, die sie ihm gegeben, an seine Brust, und als jetzt die Ulmer Reiterei sich an den Zug anschloß, als die Zinken und Trompeten ihre mutigen Weisen anstimmten, da kehrte seine alte Freudigkeit wieder, stolzer hob er sich im Sattel, kühner rückte er das Barett in die Stirne, und als der Zug in die festlich geschmückten Straßen einbog, musterte sein scharfes Auge alle Fenster der hohen Häuser, um sie zu erspähen.

Da gewahrte er sie, wie sie ernst und sinnend auf das fröhliche Gewühl hinabsah, er glaubte zu erkennen, wie ihre Gedanken in weiter Ferne den suchten, der ihr so nahe war, schnell drückte er seinem Pferde die Sporen in die Seiten, daß es sich hoch aufbäumte und das Pflaster von seinem Hufschlag ertönte. Aber als sie sich zu ihm herabwandte, als Auge dem Auge begegnete, als ihr freudiges Erröten dem Glücklichen sagte, daß er erkannt und noch immer geliebt sei, da war es um die Besinnung des guten Georg geschehen; willenlos folgte er dem Zuge vor das Rathaus, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte ihn seine Sehnsucht alle Rücksichten vergessen lassen und ihn unwiderstehlich zu dem Eckhaus mit dem Erker hingezogen.

Schon hatte er die ersten Schritte nach jener Seite getan, als er sich von kräftiger Hand am Arm angefaßt fühlte.

„Was treibt Ihr, Junker?“ rief ihm eine tiefe, wohlbekannte Stimme ins Ohr. „Dort hinauf geht es die Rathaustreppe. Wie? ich glaube, Ihr schwindelt; wäre auch kein Wunder, denn das Frühstück war gar zu mager. Seid getrost, Freundchen, und kommt. Die Ulmer führen gute Weine, wir wollen Euch mit altem Remstaler anstreichen.“

Wenn auch der Fall aus seinem Freudenhimmel, in welchem er einige Minuten geschwebt hatte, auf den Rathausplatz in Ulm etwas unsanft war, so wußte er doch dem alten Herrn von Breitenstein, seinem nächsten Grenznachbar in Franken, Dank, daß er ihn aus seinen Träumen aufgeschüttelt und von einem übereilten Schritte zurückgehalten hatte.

Er nahm daher freundlich den Arm des alten Herrn und folgte mit ihm den übrigen Rittern und Herren, die sich von dem scharfen Morgenritte an der guten Mittagskost, die ihnen die freie Reichsstadt aufgesetzt hatte, wieder erholen wollten.

3.

„Ich höre rauschende Musik, das Schloß ist
Von Lichtern hell. Wer sind die Fröhlichen?“
Schiller.

Der Saal des Rathauses, wohin die Angekommenen geführt wurden, bildete ein großes, längliches Viereck. Die Wände und die zu der Größe des Saales unverhältnismäßig niedere Decke waren mit einem Getäfel von braunem Holz ausgelegt, unzählige Fenster mit runden Scheiben, worauf die Wappen der edlen Geschlechter von Ulm mit brennenden Farben gemalt waren, zogen sich an der einen Seite hin, die gegenüberstehende Wand füllten Gemälde berühmter Bürgermeister und Ratsherren der Stadt, die beinahe alle in der gleichen Stellung, die Linke in die Hüfte, die Rechte auf einen reichbehängten Tisch gestützt, ernst und feierlich auf die Gäste ihrer Enkel herabsahen. Diese drängten sich in verworrenen Gruppen um die Tafel her, die, in Form eines Hufeisens aufgestellt, beinahe die ganze Weite des Saales einnahm. Der Rat und die Patrizier, die heute im Namen der Stadt die Honneurs machen sollten, stachen in ihren zierlichen Festkleidern mit den steifen schneeweißen Halskrausen wunderlich ab gegen ihre bestaubten Gäste, die, in Lederwerk und Eisenblech gehüllt, oft gar unsanft an die seidenen Mäntelein und samtenen Gewänder streiften. Man hatte bis jetzt noch auf den Herzog von Bayern gewartet, der, einige Tage vorher eingetroffen, zu dem glänzenden Mittagsmahl zugesagt hatte; als aber sein Kämmerling eine Entschuldigung brachte, gaben die Trompeten das ersehnte Zeichen, und alles drängte sich so ungestüm zur Tafel, daß nicht einmal die gastfreundliche Ordnung des Rates, der je zwischen zwei Gäste einen Ulmer setzen wollte, gehörig beobachtet wurde.

Breitenstein hatte Georg auf einen Sitz niedergezogen, den er ihm als einen ganz vorzüglichen anpries. „Ich hätte Euch,“ sagte der alte Herr, „zu den Gewaltigen da oben, zu Frondsberg, Sickingen, Hutten und Waldburg setzen können, aber in solcher Gesellschaft kann man den Hunger nicht mit gehöriger Ruhe stillen. Ich hätte Euch ferner zu den Nürnbergern und Augsburgern führen können, dort unten, wo der gebratene Pfau steht — weiß Gott, sie haben keinen übeln Platz — aber ich weiß, daß Euch die Städtler nicht recht behagen, darum habe ich Euch hierher gesetzt. Schauet Euch hier um, ob dies nicht ein trefflicher Platz ist? Die Gesichter umher kennen wir nicht, also braucht man nicht viel zu schwatzen. Rechts haben wir den geräucherten Schweinskopf mit der Zitrone im Maul, links eine prachtvolle Forelle, die sich vor Vergnügen in den Schwanz beißt, und vor uns diesen Rehziemer, so fett und zart, wie auf der ganzen Tafel keiner mehr zu finden ist.“

Georg dankte ihm, daß er mit so viel Umsicht für ihn gesorgt habe, und betrachtete zugleich flüchtig seine Umgebung. Sein Nachbar rechts war ein junger, zierlicher Herr von etwa fünfundzwanzig bis dreißig Jahren. Das frischgekämmte Haar, duftend von wohlriechenden Salben, der kleine Bart, der erst vor einer Stunde mit warmen Zänglein gekräuselt sein mochte, ließen Georg, noch ehe ihn die Mundart davon überzeugte, in ihm einen Ulmer Herrn erraten. Der junge Herr, als er sah, daß er von seinem Nachbar bemerkt wurde, bewies sich sehr zuvorkommend, indem er Georgs Becher aus einer großen silbernen Kanne füllte, auf glückliche Ankunft und gute Nachbarschaft mit ihm anstieß, und auch die besten Bissen von unzähligen Rehen, Hasen, Schweinen, Fasanen und wilden Enten, die auf silbernen Platten umherstanden, dem Fremdling auf den Teller legte.

Doch diesen konnte weder seines Nachbars zuvorkommende Gefälligkeit noch Breitensteins ungemeiner Appetit zum Essen reizen. Er war noch zu sehr beschäftigt mit dem geliebten Bilde, das sich ihm beim Einzug gezeigt hatte, als daß er die Ermunterungen seiner Nachbarn befolgt hätte. Gedankenvoll sah er in den Becher, den er noch immer in der Hand hielt, und glaubte, wenn die Bläschen des alten Weines zersprangen und in Kreisen verschwebten, das Bild der Geliebten aus dem goldenen Boden des Bechers auftauchen zu sehen. Es war kein Wunder, daß der gesellige Herr zu seiner Rechten, als er sah, wie sein Gast, den Becher in der Hand, jede Speise verschmähte, ihn für einen unverbesserlichen Zechbruder hielt. Das feurige Auge, das unverwandt in den Becher sah, der lächelnde Mund des in seinen Träumen versunkenen Jünglings schienen ihm einen jener echten Weinkenner anzuzeigen, die auf feingeübter Zunge den Gehalt des edlen Trankes lange zu prüfen pflegen.

(Fortsetzung folgt.)



Bunte Chronik

* **Die Treue ist doch kein leerer Wahn.** Wenigstens nicht unter der heißen Sonne Siziliens. Gemeint ist die Gattentreue, wie sie ein Beethoven in seinem „Fidelio“ zu ewigem Glanz erhoben hat. Jene Treue, die ihr Leben hingibt um des Geliebten willen. In Palermo hat dieser Tage eine Frau mit dem schönen, an lieblichste klassische Leidenschaft erinnernden Namen Maria Romeo versucht, sich mit dem Rasiermesser ihres Gatten die Adern zu öffnen. Man fand die Blutüberströmte gerade noch zur rechten Stunde, um ihr Leben zu retten. Als sie wieder zu sich gekommen war, bekannte sie, daß sie den Selbstmordversuch nur unternommen habe, um ihrem seit Jahren hoffnungslos nervenkranken Gatten — die Heilung von seinem Leiden zu bringen. Sie habe sich eingehend mit der einschlägigen medizinischen Literatur beschäftigt und dort verschiedentlich von Fällen gelesen, in denen Nervenleidende von der Art ihres Mannes durch eine unvorhergesehene starke seelische Erschütterung plötzlich geheilt wurden. Diese Erschütterung sollte dem Gatten ihr Selbstmord bringen. Soweit ist es nun nicht gekommen, aber vielleicht wird den glücklich-unglücklichen Mann das Bewußtsein, die treueste unter den treuen Frauen Europas zu haben, seelisch so stark ergreifen, daß er von seinem Leiden erlöst wird.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.